KAPITEL 4

Foto: Jan Eiden

Swanette Egbers

ELTERN IN KOMMUNEN – EINE PERSÖNLICHE ZWISCHENBILANZ

Geduldet – toleriert – unterstützt

Seit drei Monaten leben wir mit unseren Kindern, inzwischen 12 und 13 Jahre alt, in Form einer klassischen Kleinfamilie: Mutter, Vater und zwei Kinder. Bis zu diesem Zeitpunkt lebten die Kinder in Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaft und Großprojekt. Sie erleben also das erste Mal, was für die Kinder ihres weiteren Umfeldes Normalität ist – und sie genießen es.

Die neue Situation beinhaltet für sie, daß wir mehr Zeit haben, daß sie unsere Aufmerksamkeit gerade beim Essen nicht teilen müssen mit anderen Erwachsenen, d.h. auch, daß keine Provokationen mehr nötig sind, um sich unter den Erwachsenen am Tisch Gehör zu verschaffen. Unsere Kinder genießen sehr, daß Menschen, die zu ihnen keinen Bezug haben, sich nicht mehr in „Erziehung" einmischen, sie nicht mehr anpöbeln oder ständig mit ihrem Desinteresse plagen können.

Wenn sie gefragt werden, was sie jetzt vermissen, dann nennen sie zuerst die anderen Kinder vom Hof, die einfach immer da waren, ohne daß sie Verabredungen treffen mußten. Als zweites nennen sie die Erwachsenen, die sich ihnen in besonderer Weise zugewandt haben; leckeres Essen kochen zum Geburtstag, Geschichten vorlesen, Theaterbesuch o.ä. zählt schon dazu. Als letztes nennen sie die vielen Möglichkeiten, die Haus und Hof ihnen boten.

Foto: E. Poschmann

In den Anfangszeiten der meisten Gemeinschaften wird der Anspruch formuliert, kleinfamiliäre Strukturen aufheben und damit einhergehend gemeinsame Verantwortung für die Kindererziehung übernehmen zu wollen. Dieser Anspruch wird oft formuliert aus der Erfahrung autoritärer Erziehung und dem Wissen darum, daß Kinder in der Kleinfamilie ihren Eltern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Kleinfamiliäre Strukturen bedeuten auf der Negativseite enge moralische Grenzen, Verwahrlo-

sungs- und Gewaltstrukturen, Konsum statt Liebe, geschlechtsspezifische Erziehungsmuster. Dem in kommunitären Gemeinschaften die Möglichkeit zur Entfaltung einer allseitig entwickelten, freien Persönlichkeit entgegenzusetzen scheint wünschenswert, ja notwendig.

Aber, seien wir ehrlich: Die Kinder sind oft ein Reizthema in unseren Gemeinschaften:

Foto: Jan Eiden

* Sie sind laut. Zuerst einmal das! Und dann wollen sie auch noch Aufmerksamkeit zu den unmöglichsten Zeiten von den unmöglichsten Menschen.
* Auch unsere Kinder sind frech, bockig, launisch.

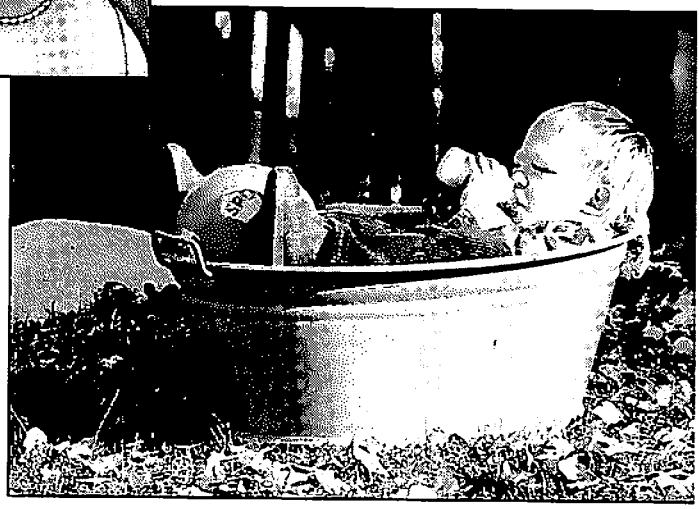

Foto : Gerald Hänel/GARP

* Kinder sind unproduktiv, müssen ernährt werden und brauchen viel Platz.
* Viel schlimmer noch: die Erziehenden stehen der Gruppe und den Arbeitsbereichen nicht mit voller Kraft zur Verfügung.
* Gemeinschaften fühlen sich überfordert von Aufnahmeanträgen alleinerziehender Mütter mit (Kleinst)Kindern.

Genauer hingeschaut, wird deutlich, daß die Kommunerealitäten oft quer zur Einlösung des Anspruches der gemeinsamen Verantwortung für Kinder stehen:

* Es gibt in Gemeinschaften auch Menschen, die schlichtweg mit Kindern nichts zu tun haben wollen oder können. Sie beanspruchen kinderfreien Raum.
* Viele Eltern können trotz ständiger Überbelastung keine Verantwortung abgeben. Dies bedeutet auch, daß Anregung, Hilfe, Kritik als Einmischung in persönliche Angelegenheiten empfunden wird.

* Auch in unseren Gemeinschaften herrscht oft unbewußt ein traditionelles Kinderbild: Auch unsere Kinder sollen möglichst gesund, klug, aufmerksam, rücksichtsvoll, fröhlich, selbständig, eben pflegeleicht sein. Zudem sollen sie kritisch sein – nach außen, versteht sich!
* Immer wieder kommt es vor, daß Kinder bestimmte Erwachsene, meist aus gutem Grund, nicht leiden können, d.h. auch, daß sie sich von diesen nichts sagen lassen.
* Scheinbar macht auch die Tatsache, daß Kinder zumindest in den ersten Lebensjahren und immer wieder beim Wechsel der Lebenssituation kontinuierlichen personalen Bezug brauchen, der Zuwendung, Sicherheit und Orientierung garantiert, die Einlösung des Anspruchs an gemeinsame Verantwortung so schwierig.

In Gemeinschaften haben die beschriebenen Reibungsflächen dazu geführt, daß der umfassende Anspruch nach gemeinsamer Verantwortung für Kinder in den Hintergrund getreten ist. Er ist noch sichtbar in der gemeinsamen materiellen Versorgung, die in allen Gemeinschaften selbstverständlich ist. Auch ist die Betreuung der Kinder als Arbeit anerkannt. Oft gibt es für die Vorschulkinder eine gemeinsame Kinderbetreuung zu festen Zeiten als eigenständigen „Arbeitsbereich" oder mit wechselnder Beteiligung auch von Nicht-Eltern organisiert.

An die Stelle des gewichtigen über allen schwebenden Anspruches der Verantwortung aller für alle Kinder ist aber in der Realität vielfach die Herausbildung von überschaubaren Beziehungen und Verantwortlichkeiten getreten:

* Die Kinder stellen Wahlverwandtschaften her, d.h. sie leben so eng miteinander wie Geschwister. Dies läßt sich vor allem in Gemeinschaften mit vielen Kindern und einer gemischten Altersstruktur feststellen. Viele der Kinder in unseren Gemeinschaften würden außerhalb als Einzelkinder aufwachsen.
* Häufig gibt es auch feste Patenschaften von Erwachsenen zu Kindern, durch die die Eltern entlastet werden und die den Kindern die Möglichkeit bieten, enge Beziehungen zu anderen Erwachsenen aufzubauen. Uli, 37, aus Kaufungen verbringt Montag nachmittag bis Dienstag zum Frühstück z.B. regelmäßig mit Pau, 5. Dies scheint vor allem für Kinder mit nur einem Elternteil ein großer Vorteil zu sein.
* Grundsätzlich lassen sich sogar „Kinderhasser" in die Kinderbetreuung einbeziehen, indem sie sich an Fahrdiensten oder ähnlich praktischen Tätigkeiten beteiligen.
* Manchmal bildet sich sogar soziale Mutter- oder Vaterschaft heraus, die die Aufgabe der leiblichen Elternteile übernimmt.

Trotz der vielen positiven Ansätze kommt es aber immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Nicht-Eltern, zwischen Kinderfreunden und Kinderhassern. Dies liegt auch darin begründet, daß sich die Bedürfnisse der Kinder und die sich daraus ergebenden Notwendigkeiten ständig verändern und sehr unterschiedlich wahrgenommen werden.

Zum Schluß möchte ich meine Erfahrungen mit Elternschaft in Gemeinschaften in drei Anregungen thesenartig zusammenfassen:

* In den ersten Lebensjahren ist m.E. dringend ein begrenzter Kreis an festen Bezugspersonen für die Kinder erforderlich. Gemeinsame Verantwortung kann sich in großen Gemeinschaften somit nie als persönlicher Kontakt aller zum Kind ausdrücken. Vielmehr ist für mich im Laufe der Jahre deutlich geworden, daß in den ersten Jahren eines Kindes die Eltern Unterstützung brauchen. Sie wünschen sich die Hinwendung zu ihren Kindern und schaffen es nicht, sie in der nötigen Kontinuität herzustellen. Sie sind überfordert wie andere Mütter und Väter außerhalb von Gemeinschaften. Auch sie bewegen sich zwischen Selbstaufgabe für das Kind und Flucht vor dem Kind. Helfen könnte hier eine Unterstützung für die Eltern, die Verständnis, Liebe, Energie, Zeit und praktische Hilfe beinhaltet. Diese Form der Unterstützung kann nie die ganze Gruppe geben. Hier sind die Freundschaften gefragt und so haben es Eltern, die anonym in der Gruppe leben in den ersten Jahren mit ihren Kindern besonders schwer. Oft ändern sich auch Beziehungen zwischen den Erwachsenen, wenn aus Frauen und Männern Mütter und Väter werden, weil mit der Geburt eines Kindes für die Eltern automatisch eine Prioritätenverschiebung stattfindet. Hier kann es zu schmerzlichen Entfernungen voneinander kommen, die auch gute Freundschaften zerbrechen lassen.
* Mit zunehmendem Alter können Kinder zu sehr unterschiedlichen Menschen Kontakt aufbauen. Voraussetzung ist aber, daß die Erwachsenen in einer Gemeinschaft den Kindern wenigstens partiell zur Verfügung stehen. Reine Anwesenheit mit offenkundigem Desinteresse gepaart empfinden auch ältere Kinder als störend. Sie wollen Beachtung und Anerkennung wenigstens in Teilbereichen. Da kann ein wöchentlicher Schwimmbadbesuch oder ein jährlicher Theaterbesuch schon reichen.
* Voraussetzung für ein für beide Seiten zufriedenstellendes Zusammenleben zwischen Kindern und Erwachsenen ist, daß die Erwachsenen den Entwicklungsprozeß der Kinder aktiv und auf ihre individuelle Weise begleiten wollen. Kontaktpunkte ergeben sich bei genauem Hinsehen immer, verändern sich, werden auch überflüssig – denn Kinder sind stets unterwegs zu neuen Ufern.

Ele Poschmann

„AM BESTEN IST, DASS ES HIER NIE LANGWEILIG IST ..."

Interview mit Kindern aus Kommunen

Foto: J. Eiden

Kinder werden in der Regel nicht ernsthaft gefragt, ob sie auch in einer Kommune/Lebensgemeinschaft leben möchten. Sie werden entweder (seltener) dort geboren oder von Eltern (-teilen) „mitgebracht". Werden diese Kinder nun „ganz anders"? Was bewegt und interessiert sie?

Dazu habe ich Kindern aus verschiedenen Gruppen 1994 während eines Kommunetreffens auf dem Reinighof und in der Kommune Niederkaufungen ein paar Fragen gestellt.

Mitgemacht haben: Jona (11 Jahre) und Numa (7 Jahre) vom Reinighof; Johanna (11 Jahre) vom Lindenhof; Ricki (9 Jahre) aus Lutter; Max (5 Jahre) aus Barkelsby, Jonas (11 Jahre), Nora (11 Jahre), Jule (10 Jahre), Lotta (9 Jahre), Fide (8 Jahre), Sarah, Kalle und Rasmus (7 Jahre), Jason und Felix (6 Jahre) aus der Kommune Niederkaufungen. Außer Rasmus (erst seit drei Monaten dort) sind alle Kinder schon mehrere Jahre oder länger in ihren Kommunen zu Hause.

Insgesamt lebten zum Zeitpunkt des Interviews auf dem Reinighof 5 Kinder, auf dem Lindenhof 3 Kinder, auf Barkelsby 3 Kinder, auf Lutter 4 Kinder und in Niederkaufungen fünfzehn Kinder.

Wißt ihr eigentlich, was eine Kommune ist?

Kalle — Eine Gemeinschaft, wo ganz viele Leute zusammenleben.

Mehrere — Ja, wollte ich auch sagen.

Lotta — Vielleicht ist es dazu da, daß man merkt, wie das ist, wenn man zusammenlebt, weiß ich aber nicht so ganz genau.

Felix — Da wohnen ganz viele Leute.

Und sonst, leben die Leute anders, zum Beispiel in Kassel?

Kalle — Ja, da haben sie ja Einfamilienhäuser.

Lotta — Ja, da haben die ja eine Familie. Und wir sind sozusagen eine ganz große Familie – 60 Leute.

Rasmus — Ist ziemlich anders als woanders, da wohnen viel mehr Leute, die da zusammenleben, und da sind viel mehr Kinder, mit denen man vielleicht was machen kann.

(Diese beiden Fragen wurden nur in Niederkaufungen gestellt).
Seid ihr denn gerne in der Kommune?

Alle — Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Ja!

Lotta — Ich wollte woanders nicht wohnen.

Kalle — Obwohl – doch, wenn R. [Bezugsperson, nicht Elternteil] woanders hinziehen würde, würde ich mitkommen.

Warum?

Kalle — Weil ich R. so nett finde.

Auch wenn R. allein mit dir irgendwo hinziehen würde?

Kalle — Ja. Ich habe R. ja hier kennengelernt, deswegen würde ich mit ihm hierbleiben oder weggehen. Und hier kann man echt gute Freunde kriegen, weil so viele Leute hier sind, hat man ja ne gute Auswahl.

Von Erwachsenen?

Kalle — Und von Kindern.

Lotta — Ich finde es auch eigentlich ganz schön hier.

Jule — Ich auch – oder nach Italien ziehen, zu meinem Papa.

Jason — Ich würde zu P. ziehen, meinem Cousin, mit dem kann man so gut spielen.

Lotta — Ich würde auch zu T. [einer Freundin] ziehen, wenn H. und M. [die Eltern] mitkommen würden.

Rasmus — Ja, ich würde zwar auch gerne nach W. zurück, weil da ja noch mein Vater ist, aber da müßte ich immer

allein spielen, und deshalb gefällt es mir hier in der Kommune so gut.

Jona — Ich bin gern in der Kommune, aber es gibt eine Stelle woanders, wo mein Vater wohnt – in so etwas Ähnlichem – in einem kleinen Dorf, da ist viel Platz; da würde ich auch wohnen.

Ricki — Wo mein Vater wohnt, ist es gut. Der wohnt in Italien, und der wohnt eine Straße hoch, ganz im Wald, daß man die Autos nicht mehr hört. Frische Luft ist da, ein Badesee, im nächsten Haus wohnt mein Freund...

Würde jemand von euch gern so wohnen wie Tanten oder Onkel, in einer Kleinfamilie?

Mehrere — Nein, nein, nein, Buh, niemals.

Was findet ihr denn bei euch in der Kommune am allertollsten, am allerbesten?

Kalle — Ja, daß es manchmal so gutes Essen gibt.

Felix — Kinderessen finde ich am allertollsten.

Kalle — Am allerbesten finde ich, daß hier so viele Leute wohnen können.

Jule — Ich finde am allerbesten, daß wir ein so großes Gelände haben, wo man auch richtig was spielen kann, und daß es so viele Leute gibt, mit denen man auch etwas machen kann, z. B. ins Café fahren.

Erwachsene oder Kinder?

Jule — Erwachsene.

Jason — ... daß es ein Klettergerüst gibt.

Lotta — Ich finde am allerbesten, daß es hier eine Kindergruppe gibt, auch für Behinderte, und ich finde noch am allerbesten, daß es hier so viele Tiere gibt.

Kalle — Das finde ich auch gut.

Jason — Am aller-, aller-, allerbesten finde ich, daß hier so viele Leute sind.

Rasmus — Das es hier nie langweilig ist! Man kann immer mit den Kindern spielen, und wenn ich dazu keine Lust hab, kann ich in meinem Zimmer spielen.

Jona — Daß es einfach anders ist, daß es so wie eine große Familie ist.

Nora — Und daß so viele Kinder da sind.

Ricki — Ich finde gut, daß jede Kommune anders ist. Ich war ja schon in anderen Kommunen, und wenn jede gleich ist, dann weiß ich ja schon, wie sie ist.

Jonas — Ich finde am besten, daß man soviel Platz hat.

Nora — Daß ich so auf dem Dorf lebe, nicht in der Großstadt.

Du könntest doch auf dem Dorf leben ohne Kommune, zum Beispiel mit deinen Eltern zusammen?

Nora — Nein, könnte ich nicht. Das wäre ja langweilig.

Johanna — Ich finde es gut, daß man auch überall mal helfen kann und so. Andere arbeiten ja nur für Geld, und ich finde es gut, daß man auch mal ohne Geld was machen kann, daß ich dort helfen kann, wo ich Lust zu habe und nicht gleich weggeschickt werde, wie das bei anderen ist.

Was hast du denn schon gemacht?

Johanna — Pikieren ...

Jona — Man hat einfach mehr Möglichkeiten.

Johanna — ... und Kühe füttern und Kühemelken helfen.

Erklär' doch mal, was pikieren ist?

Johanna — Da setzt man viele kleine Pflanzen in kleine Löcher in Kästen.

Sarah — Ich finde am besten, daß hier so viele Kinder sind, da kann man so gut spielen. Und dann ist die Freie Schule in der Nähe ...

Jonas — Na ja, in der Nähe, sie ist in Kassel! [10 km entfernt] Ich finde am besten neben dem vielen Platz, das wir so viele Kinder sind, uns so gut kennen und gut zusammenhalten ... daß wir uns nicht immer streiten...

Großes Gejohle: Hohohoho, hahahaha.

Fide — Wir streiten uns nie!? – Äh, denk mal zurück, Jonas.

Jonas — Ich meine damit, daß wir uns nicht so streiten, daß wir ausziehen.

Nora — Ja, aber weil's von unseren Eltern abhängt, weil die nicht ausziehen.

Jonas — Ich würde aber trotz Streit nicht ausziehen.

Jona — Ich würde dann die anderen fortjagen.

Und was findet ihr anderen besonders toll zu Hause?

Numa — Daß man hier reiten kann und so.

Max — Ich find' eigentlich alles toll ...

Also Max findet alles toll ...

Jonas — Der ist ja auch noch nicht so groß.

... aber es gibt bestimmt auch was, was ihr überhaupt nicht toll, sondern ganz doof findet oder schlecht, und was eigentlich geändert werden müßte.

Jona — Ich find's doof, daß hier keine gleichaltrigen Kinder sind.

Jonas — Ja, ich find's doof, daß in der Kommune keine gleichaltrigen Jungen sind, und ich fänd's gut, daß ein Fußballplatz in der Nähe ist und ein See.

Nora	Wir haben aber einen Fußballplatz in der Nähe.
Jonas	Ja, aber wieviele Kilometer [ca. 1,5 km]?
Ricki	Und ich find doof, daß der Computer immer abstürzt bei so einem Spiel.
Das ist das doofste?	
Ricki	Ja, auf der Lutter-Domäne, ja.
Sarah	Ich finde es blöd, daß es bei uns so wenig Mädchen gibt. [in Kaufungen: vier Mädchen, elf Jungen] Das finde ich am allerblödesten.
Jona	Findet Nora sicher auch.
Nora	Nee, bei uns ist das allerblödeste, daß wir abends kein Krach auf dem Hof machen dürfen, weil, sonst die ganzen Erwachsenen wieder aufwachen.
Seid ihr nachts wach, wenn die Erwachsenen schlafen?	
Nora	Teilweise, und wenn die kleinen Kinder ins Bett gehen.
Johanna	Und ich find's doof, daß es bei uns so flach ist. Keine Berge zum Klettern sind, nur Äcker, Äcker ...
Fide	Ich weiß noch was, was ganz doof ist in Kaufungen. Das dort in der Nähe keine Freie Schule ist.
Weil du dadurch nach Kassel in die Freie Schule mußt?	
Fide	Ja.
Jonas	Und ich finde doof, daß durchs Dorf eine Autobahn gebaut werden soll, das will ich nicht.
Jona	Blöd ist einfach, daß keine Gleichaltrigen da sind.
Nora	Vielleicht sollte man mal eine Kinderkommune aufmachen.
Jona + Jonas	Genau.
Jule	Ich finde am allerblödesten, daß der O. [ein Erwachsener] immer so unfreundlich zu mir ist, und den B. immer bevorteilt.
Kalle	Der Q. [ein Erwachsener] ist am allerblödesten.
Lotta	Ja, der Q.
Lotta, Kalle, Jason	Ja, der macht manchmal „hier" und „pitsch" (sie zeigen eine Drohgebärde einer Schlagbewegung mit der Hand).
Lotta (empört)	Und der hat echt auch den Jonas auf den Arsch gehauen. Und ich finde am doofsten, daß der Kalle (alter Schäferhund) gestorben ist.
Kalle	Ich finde auch doof, daß immer welche von außerhalb hier reinkommen.
Lotta	Ja, ich auch.
Kalle	Z. zum Beispiel.

Lotta — Ja, die kommt rein und macht „tsts" und „Haha". Das ist ein Arschloch.

Weil du die Z. doof findest, aber nicht, weil sie aus dem Dorf ist?

Lotta — Hier kommen ja viele! So ein Junge kommt rein und sagt: „Ich bin der Stärkste, wollen wir kämpfen?"

Wenn Kinder sich so verhalten, ist das natürlich nicht schön, aber ist es nicht eigentlich gut, wenn Kinder aus Kaufungen zu Besuch kommen?

Lotta, Kalle, Jule — Finde ich nicht.

Kalle — Die können doch wenigstens vorher fragen.

Felix — Da kommt auch immer so ein Blödian mit Tigerfahrrad.

Kalle — Dieser kleine Angeber.

Lotta — Ja, die kommen einfach rein und tun so, als ob dies ihr Gelände ist, zum Beispiel X. und Y.

Kalle — Ja, die sind so arschig.

Jason — Ja, weil die einige immer so ärgern.

Felix — Und ich finde ganz doof, das es hier so viele pieksige Steine auf dem Gelände gibt.

Jule — Ich finde den X. auch ganz doof. Der hat mich immer geärgert und mal voll ans Bein getreten.

Und was findet ihr noch in der Kommune ganz doof?

Kalle — Daß Kinder auch spülen müssen!

Lotta — Ja! Und ich finde noch doof, daß die Kinder hier immer benachteiligt werden.

Kalle — Ja, die Erwachsenen dürfen immer bestimmen.

Lotta — Ja, die dürfen alles machen, und es gibt kein Kinderplenum.

Kalle — Und ich finde noch doof, daß ich abends ganz viele Leute frage, ob die nicht mit mir turnen wollen, aber nie meldet sich ein Kind.

Rasmus — Und ich find am doofsten, daß der V. mich immer so ärgert und daß er kein Ende findet – einfach nicht damit aufhört.

So etwas könntet ihr doch auf einem Kinderplenum, was ihr ja selber machen könnt, besprechen.

Einige — Ja, genau, das machen wir.

Kalle — Und ich finde, es soll ein Kinderzimmer geben. Früher gab es hier eins.

Aber das habt ihr euch doch, soviel ich weiß, in Niederkaufungen schon erkämpft?

Kalle — Ja, wir haben eine richtige Demo gemacht. [Siehe auch Text im Anschluß]

Fotos: J. Eiden *E. Poschmann*

Seid ihr eigentlich mit dem Essen zufrieden?

Mehrere — Ja, ja, nein, nein, doch, nein.

Jonas — Oft schmeckt mir's nicht.

Jona — Mittel, sonntags gibt's was Gutes.

Was ist „was Gutes"?

Ricki — Was Gut es ist, was gut schmeckt.

Jonas — Logisch.

KaufungerInnen — Zufrieden sind wir nur mit dem Kinderessen, was es jetzt montags gibt, sonst ist es Scheiße.

Und was ist euer Lieblingsessen?

alle durcheinander — Spaghetti! Eis! Pizza! Pfannkuchen! Nudeln! Nudelsalat! Hühnchen! Pommes! Kartoffelsalat! Grießbrei! Jägerschnitzel! Fischstäbchen! Kartoffelbrei! Spiegelei! Kartoffelpuffer! Wackelpudding! Fleischklösschen!

Gibt's das oft?

Viele — Selten!

Sarah — Sonst nur bei Festen!

Was macht ihr so den ganzen Tag?

Nora — Schule, Hausaufgaben, spielen.

Jona — Langweilen allein.

Sarah — In die Schule gehen, ich bin fast immer bis vier in der Schule.

Mehrere — Schule gehen, etwas spielen, schlafen.

Und was spielt ihr am liebsten?

Jona — Lesen, Malen, Erwachsene ärgern, reiten, zeichnen.

Ricki — Immer Verschiedenes, Computer und anderes, Fußball.

Jonas — Am Computer.

Johanna — Ballspielen, Radfahren, mit anderen Kindern was machen, Voltigieren, Klavier spielen, Volkstanz.

Kalle — Fahrradfahren, Catchen, Rollerskater fahren.

Lotta — Reiten.

Jason — Ski fahren, Schlitten fahren, Gleitschuh fahren.

Jule — Ski fahren.

Felix — Gleitschuh fahren.

Rasmus — Im Sandkasten buddeln und für Autos Straßen bauen und dann Crash-Tests machen.

Nora — Lesen.

Fide — Fußball, Fahrradfahren.

Numa — Reiten, Malen, Fahrradfahren.

Sarah — Zeichnen.

Wer sind denn eure besten FreundInnen, leben die in der Kommune oder außerhalb?

Viele — (durcheinander) Schule! Bochum! Kindergarten! In der Kommune! Cousin!

Rasmus — Ja, zwei aus der Kommune und aus der Schule ein paar.

Habt ihr auch FreundInnen im Dörf?

Kalle — Ja, C. und D. aus dem Dorf.

Lotta — Ja, aus meiner Klasse, alle Mädchen sind nett. Und ich habe eine Freundin, zwei Dörfer weiter.

Wißt ihr schon, was ihr machen wollt, wenn ihr erwachsen seid?

Nora — Hebamme, vielleicht in Bochum wohnen, bei meiner Freundin.

Sarah — Ich auch und in der Kommune bleiben.

Jonas — Ich weiß noch nicht – ähem ... Kieferorthopäde! Und ich pfleg' vielleicht mal meine Oma und arbeite für die.

Wissen alle, was das ist?

Ricki — Das ist so ein Typ, der so Spangen gibt und so was.

Nora — Das arme Kind.

Jona — Ich würde mir in Frankreich ein großes Stück Land kaufen und einen kleinen Hof.

Was willst du denn auf deinem Hof machen?

Jona — Ich kümmere mich um die Tiere.

Nora — Da verdienste ja kein Geld! Das ist ja ein Hobby!

Jona — Ja, das ist ja das Problem. Oder ich übernehme von meinem Vater das Ferienreiten. Geht auch.

Johanna — Ich will Gärtnerin werden und auf dem Hof bleiben.

Max	Und ich will Tischler werden.
Ricki	Ich will Lokomotivführer werden.
Jason	Ich will Greenpeacer werden! Die sind gegen die Walfänger.
Kalle	Ich bleib bei R. Ich werde Popsänger.
Lotta	Ich will wahrscheinlich Pferdepflegerin werden in der Nähe.
Rasmus	Feuerwehrmann oder Polizist oder Fahrer von Schienenreinigungsautos. Die können bei Einsätzen über rote Ampeln fahren und ich mag löschen.
Fide	Und ich zieh' zu meinem Opa.

Was ist das Schönste im ganzen Jahr?

Kalle	Silvester und mein Geburtstag.
Lotta	Die gesamte Weihnachtszeit und Silvester.
Jason	Nikolaus! Da stelle ich alle Schuhe von mir vor die Tür.
Jule	Die Zeit von Anfang Advent bis zu meinem Geburtstag Anfang Januar.
Rasmus	Wenn's schneit und im Sommer, wenn meine Meerschweinchen rauskönnen.
Felix	Wenn der See zugefroren ist.
Jason	Find ich auch ein bißchen gut, dann kann ich Gleitschuh fahren.

Habt ihr einen großen Wunsch?

Jason	Ich will einen Gameboy.
Felix	Ein Mountainbike.
Kalle	Super Nintendo.

Das muß nicht unbedingt zum kaufen sein ...

Kalle	Ach so! Daß ich immer Geburtstag habe.
Lotta	Mein größter Wunsch ist ein paar Wünsche frei und vielleicht ein Pferd.
Jason	Daß ich keine Schule hab und immer Geburtstag.
Jule	Ein Mountainbike und daß die Kommune am Meer ist, richtig schön warm, ein paar Klippen, Sandstrände.

[Die letzten drei Fragen wurden nur in Niederkaufungen gestellt.]

Foto: J. Eiden

BERICHT DER KINDER VON IHRER DEMONSTRATION IN DER KAUFUNGER KOMMUNE

Wir wollen ein Kinderzimmer!

Foto: F. Schade

Wir haben in der Kommune Niederkaufungen eine Demonstration gemacht, damit wir ein Kinderzimmer kriegen. Das ging so: Wir haben uns vormittags verabredet, um Transparente und Schilder zu malen. Dann haben wir uns für viertel vor sechs Uhr verabredet, und sind dann um zehn Minuten nach sechs Uhr aufgetreten und: „Raucherzimmer raus, Kinderzimmer rein! Raucherzimmer raus, Kinderzimmer rein! Wir wollen ein Kinderzimmer, wir wollen ein Kinderzimmer!", rufend in den Gemeinschaftsraum eingelaufen. Wir haben Zettel verteilt und die Transparente hervorgestreckt, sind eine Runde gelaufen und haben uns in einer Reihe aufgestellt. Dann sind wir noch eine Runde gelaufen und haben dann den Raum verlassen. Danach haben wir ein paar Interviews zu der Demo gemacht. Davon eins. Ein Interview mit Christa Pf.

Kind	Wie fanden Sie unsere Demo?
Christa Pf.	Beeindruckend.
Kind	Was hat das in Ihnen bewirkt?
Christa Pf.	Daß ich mir überlegt habe, ich brauch diesen Raucherraum nicht, obwohl ich ja Raucherin bin.
Kind	Danke.

Lotta, Nora, Sarah, Kalle, Paul, Jonas
gez. Jonas

Die Frauen von der Kommune Lutter

MÄNNER/FRAUEN

Eine Satire

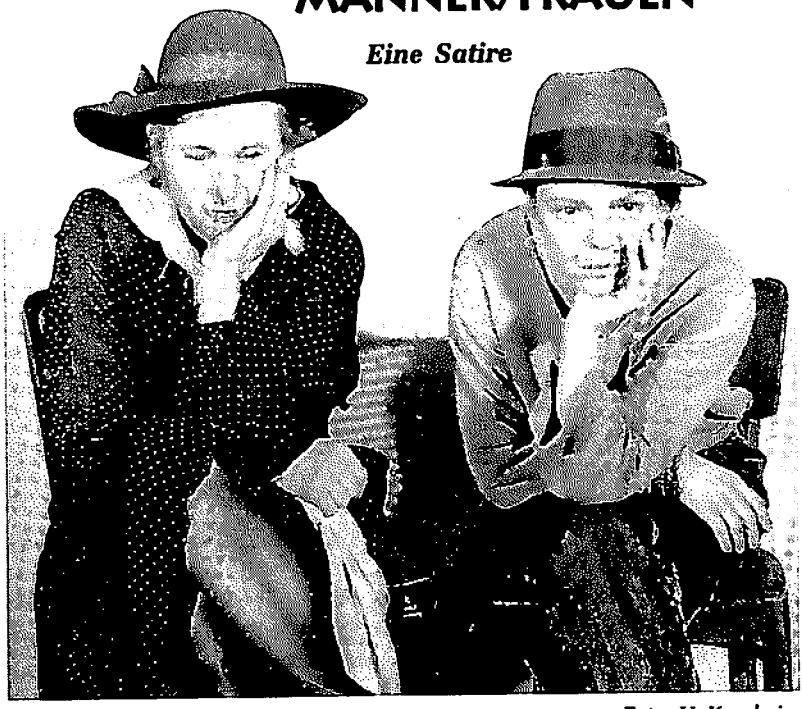

Foto: U. Kurzbein

Lutter, 17. Mai 1995

Hier in Lutter leben Frauen, die ihren Alltag mit Männern teilen und sich auch emotional auf sie beziehen. Ebenfalls Frauen, die ihren Alltag schwerpunktmäßig auf Frauen verlagert haben, und Frauen, die sich außerdem emotional ausschließlich auf Frauen beziehen. Einfachheitshalber nennen wir sie alle Lesben, weil diese in der Regel immer unter den Tisch fallen. Der Begriff Lesben bezieht sich also bei weitem nicht nur auf die gelebte Sexualität.

Seit langem war in Lutter auf der Burg ein kleines Fachwerkhaus als Frauenraum geplant. Das ziemlich baufällige Haus wurde mit einigem Aufwand saniert und renoviert und stand dann unbewohnbar einige Jahre leer.

1991 kamen einige Lesben nach Lutter, die das Konzept eines „Frauenhauses" gut fanden und den Weiterbau organisierten. Fenster, Türen, Wände, Treppen wurden eingebaut, Lesbenbaustellen werden organisiert, und aus der Theorie wurde lebendige Praxis.

Es entstand eine Lesbengemeinschaft, die sich aufgrund der gesellschaftlichen Machtstrukturen zwischen Frauen und Männern zusammentat, hauptsächlich um sich zu stärken. Das brachte Bewegung in die Gruppendynamik. Die Lesben im Frauenhaus erfüllten nicht mehr die Beziehungsvorstellungen der Männer. Nörgeleien, Vorwürfe und Unzufriedenheit waren die Reaktion, nicht nur der Männer, hier auf der Burg. In den Gesprächen und Auseinandersetzungen fielen immer wieder die gleichen Schlagwörter, die gleichen Argumente und Phrasen.

So entstand die Idee, in Form einer Satire alle nervenden Wiederholungen mal zusammenzutragen. Unter viel Lachen schrieben wir diesen Text, den wir dann einstudierten und auf einem gemeinsamen Abend in Form eines versteckten Theaters aufführten.

Alle Rollen wurden von Lesben gesprochen. Unsere stärksten Verfechterinnen des Frauenhauses bekamen die Männerrollen. Keiner hat was gemerkt, bis zu dem Zeitpunkt der Auflösung des Theaters, als wir auf unsere Stühle kletterten und die letzten Schlagwörter abwechselnd sangen.

Frau: Oh, irgendwie ist das Frauenhaus eine tolle Idee.

Frau: Jetzt endlich wird die Idee lebendig.

Mann: Frauenhaus, Frauenhaus, du hast wohl immer noch nicht gemerkt, daß du in einem gemischten Projekt wohnst.

Frau: Warum soll ich mir meinen Freiraum als Frau nicht nehmen?

Mann: Was willst du denn dann noch hier, dann geh doch gleich in ein Frauenprojekt.

Frau: Geh du doch in ein Freie-Liebe-Projekt.

Mann: Aber ich möchte die freie Liebe hier mit euch.

Frau: Freie Liebe zwischen Männern und Frauen natürlich, wie immer.

Frau: Klar, der Mann ist ja zwangsläufig auf Frauen ausgerichtet und die Frau auf Männer und ihre Mütterlichkeit.

Mann: Ich will ja Nähe leben mit euch, aber eigentlich seid ihr mir egal.

Frau: Frauen sind wohl verantwortlich für die Nähe in einem gemischten Projekt.

Mann: Wenn wir endlich gemischt wären, hätten wir eine gemeinsame Küche ... äh, wenn wir eine gemeinsame Küche hätten, dann ... äh ... wären alle Probleme gelöst ... ähn ... gemischt ... dann wären wir ...

Frau: ... zwangsgemischt.

Frau: ... zwangsheterosexuell.

Mann: Häh, wieso Zwang? Das ist doch normal!!! Natürlich!

Frau: Klar ist das normal; du stehst auf Frauen und ich auch.

Mann: Das möchte ich jetzt echt mal wissen, wie das passiert ist, daß du dich nur noch für Frauen interessierst?

Frau: Oh, du armer Kerl, welch traumatisches Erlebnis in deiner Kindheit mußt du gehabt haben, daß du nur auf Frauen stehst und mit deinem Geschlecht nichts anfangen kannst!!!

Frau: Und warum hat sich noch kein Mann für dich interessiert, du bist doch gar nicht so schlecht gebaut?!

Mann: Äh, ... darum geht es doch jetzt gar nicht!

Frau: Ja, worum geht es denn dann???

ein bißchen Liebe	freie Nähe
ein bißchen Frieden	freie Heterosexualität
ein bißchen Sex	Erotik am Arsch vorbei
im Kuschelbett	gemischte Küche
im gemischten Projekt	gemischte Gefühle.

Unseres Erachtens hat dieser Text nichts an Aktualität eingebüßt. Die Männer kommen immer noch ziemlich schlecht damit klar, daß Lesben ihre Beziehung zu ihnen anders definieren als sie.

Das Frauenhaus hier auf der Burg in Lutter war und ist ein Prestigeobjekt.

Wir geben uns nicht der Illusion hin, daß das Frauenhaus, so wie es die Lesben hier definieren, gewollt ist. Denn eine Auseinandersetzung über Gewaltverhältnisse in dieser Gesellschaft in Bezug auf unser Zusammenleben, eine gesellschaftliche und folglich auch gemeinschaftliche Problematik, wird nicht geführt. Im Gegenteil, es wird immer wieder der Versuch unternommen, den Konflikt zu entpolitisieren. Zum einen, indem er auf die persönliche Beziehungsebene gebracht werden soll. Zum anderen wird der Frauenraum von Einzelnen zum „privaten" Raum erklärt, weil er der „Gemeinschaft" nicht offen stünde. Hier setzen sich Männer mit Gemeinschaft gleich.

Fast zwei Jahre waren sehr wenige Lesben im Frauenhaus. Nun, 1995, sind wir mittlerweile wieder oft mehr als fünf. Der neueste Angriff auf das Frauenhaus besteht in dem Versuch, die Lesben ökonomisch auszugrenzen, was nur bei den Lesben eindeutige Empörung hervorruft.

Wir werden wohl bald wieder unseren Frust und Ärger darüber in einer lustvollen, kreativen Aktion abbauen müssen.

Ele Poschmann

ZU DER SCHWIERIGKEIT, FRAUEN-MÄNNER-VERHÄLTNISSE IN EINER KOMMUNE EMANZIPATORISCH WEITERZUENTWICKELN.

Foto:W. Sünderhauf

Sind Frauen-Männer-Verhältnisse in einer Kommune überhaupt Thema

Als ich einem befreundeten Kommunarden aus einer alteingesessenen, zwanzig Jahre alten Landkommune von den geschlechtsspezifischen Diskussionen, Auseinandersetzungen und Bemühungen, uns in unserer Kommune emanzipatorisch weiterzuentwickeln, erzählte, war er verblüfft. So etwas sei in seiner Kommune noch nie thematisiert worden.

Auch in meiner Kommune, in Niederkaufungen, wurde zunächst in der Planung weder von Frauen noch von Männern ein geschlechtsspezifischer Ansatz eingebracht. Wir benannten stattdessen als zentrale Eckpunkte gemeinsame Ökonomie und Konsensprinzip, formulierten (unspezifisch) den Abbau kleinfamiliärer Machtsstrukturen und den Anspruch nach linkspolitischem Handeln.

So taucht im Grundsatzpapier von 1983 auch nur an einer Stelle der Anspruch auf Aufhebung rollenspezifischer Arbeitsteilung bezüg-

lich der Formulierung der Einrichtung einer Gemeinschaftsküche als eigenständiger Arbeitsbereich auf.

Inzwischen (1995) gibt es die Kommune acht Jahre und der oben formulierte Anspruch ist strukturell bald umgesetzt worden:

„...Durch unsere Handhabung der gemeinsamen Ökonomie und die (formelle) Gleichbewertung von Arbeit verhindern wir die gesellschaftlich nach wie vor vorherrschende Arbeitsteilung zwischen Ernährer und Hausfrau, zwischen höherbewerteter „produktiver" und niedriger bewerteter „reproduktiver" Arbeit. Die Kindergruppe und die Küche sind eigenständige, vollwertige Arbeitsbereiche und schaffen den Eltern/Erziehenden Freiräume für ihre Arbeit/Arbeitszeit." (aus einem Selbstverständnispapier der Kommune).

Trotzdem erleben wir die patriarchal-kapitalistischen Mechanismen in uns in unserem Alltag auch weiterhin. Alte, geschlechtsspezifisch geprägte Rollen und Reaktionsmuster machen die Auseinandersetzung unter uns und mit feministisch-emanzipatorischen Ansätzen schwer. Auch wenn im Alltag häufig andere Kommunethemen im Vordergrund stehen, begleiten ihn kontinuierlich geschlechtsspezifische Themen. Vieles ist im gesamtkommunitären Rahmen aber nicht sichtbar oder wird unterschiedlich bedeutungsvoll wahrgenommen. Ich erinnere aus den ersten acht Jahren viele Ereignisse, Diskussionen und Entwicklungen zum Geschlechterthema. So erlebe ich die Konflikte im geschlechtsspezifischen Miteinander häufig als die schwierigsten, schmerzvollsten und langwierigsten in der Kommune, die auch für mich oft sehr bewegend und belastend sind. Sie sind uns selbst – und erst recht „der Öffentlichkeit" – nur teilweise vermittelbar.

Ich möchte dennoch und gerade deswegen den Versuch unternehmen, davon etwas zu vermitteln. Gerade weil dieses Thema so brisant ist und mit so vielen Ängsten und Unsicherheiten behaftet, eignen sich Geschlechterverhältnisse so gut, emanzipatorische Gesellschaftsentwürfe in der praktischen Erprobung zu behindern. Deshalb ist es meiner Ansicht nach notwendig, von der – gerade auch mühevollen – Arbeit an der Entwicklung von Zugangsweisen dazu etwas mitzuteilen.

Als Form habe ich meine Erinnerungen, also eine subjektive Rückschau auf einen achtjährigen Prozess von Ereignissen, Diskussionen, Festsitzen und Entwicklung gewählt. Ich habe notiert, was meines Erachtens kommuneweit bekannt ist, und/oder nicht meiner Verdrängung anheimgefallen ist. Wo vorhanden, habe ich schriftlich veröffentlichtes Material zitiert und versucht, die Standpunktbreite wiederzugeben. Dabei muß aber erwähnt werden, daß sich lange nicht alle KommunardInnen schriftlich äußern. Ansonsten habe ich notiert, was ich erinnere. Meine Betrachtung entstand aus keinem feststehendem

Blickwinkel, sondern mir war oft eine feste Einschätzung nicht möglich. Meine Erinnerung ist subjektiv und sicher bei weitem nicht vollständig. Vieles an Diskussionen, Mächtkämpfen, emanzipatorischen Frauen- und Männervorwärtsbewegungen und -rückschritten bewegt oft nur Teile der Kommune oder passiert ganz unspektakulär im alltäglichen Miteinander. Trotzdem glaube ich, daß auch eine subjektive Erinnerung an Auseinandersetzungen und Bemühungen, unsere Geschlechtsspezifik emanzipatorisch weiterzuentwickeln, eine gewisse Aussagekraft haben kann und den Willen, aber auch die teilweise Hilflosigkeit und Widerständigkeit – insgesamt aber das Bemühen zum Weiterkommen – deutlich machen kann.

Bemerkenswert finde ich, daß diese Arbeitsleistung immer parallel zum Aufbau und zur Existenzsicherung der Kommune geleistet wird.

Subjektive Rückschau

Die Kommune besteht in den ersten zweieinhalb Jahren trotz mehr als Verdoppelung der GründerInnenzahl weiterhin nur zu einem Drittel aus Frauen. Es entsteht das Bedürfnis von Frauen zu Frauengruppen – erst bildet sich eine, bei zunehmender Größe drei Frauengruppen, die alle über mehrere Jahre in wechselnden Zusammensetzungen bestehen und zeitweise für viele Frauen einen wichtigen geschützten Frauenraum bedeuten.

Ab 1988 entstanden auch mehrere Männergruppen, die sich teilweise heute noch treffen.

Gleich zu Beginn baut eine Frau den Arbeitsbereich „Ernährung" zur Verpflegung der Kommune und des Tagungshauses mit darüberhinausreichender Perspektivplanung auf. Im gleichen Jahr (1987) beginnt eine Frau mit dem Aufbau des Kinderbereichs, der heute öffentlich geförderte Kindertagesstätte ist. Daß Frauen Wirtschaftsbetriebe in Kommunen – zumal unter den besonderen Bedingungen der Aufbauzeit – gründen, ist auch in Kommunen nicht unbedingt üblich.

In diese Zeit fallen auch die Versuche einzelner – in meiner Erinnerung nur – Männer, aufgrund ihrer Unzufriedenheit im zwischenmenschlichen Bereich die KommunardInnen zu körpertherapeutischen Aktivitäten zu bewegen. Das scheitert letztendlich unter anderem aus Desinteresse, Überforderung und diffusem Unbehagen, hat viele in der Kommune aber trotzdem eine Zeitlang beschäftigt.

In Oktober 1988 fühlt sich die Gesamtkommune erstmals mit massiven geschlechtsspezifischen Machtstrukturen konfrontiert. Ein Kommunarde schlägt im Affekt öffentlich eine Frau. Daraus entstehen am gleichen Abend spontan getrennte Frauen- und Männerplenen, auf denen erstmals im Plenumsrahmen über das Thema (körperliche) Ge-

walt in der Kommune diskutiert wird. Die Kommune fordert daraufhin, daß die zwei nicht weiter in einer WG wohnen sollen.

Im März 1989 hat die Kommune auf Initiative einer Kommunardin in Frauenzeitschriften eine Anzeige aufgegeben.

„...Wir wollen von einem zahlenmäßig männerdominierten zu einem frauendominierten Projekt wachsen... zur Weiterentwicklung dessen, was uns wichtig ist: gemeinsame Ökonomie, Konsensprinzip, links-politische Arbeit, gemeinsame Verantwortung für Kinder, Abbau geschlechtsspezifischer Machtstrukturen."

Im Sommer/Herbst 1989 kommen Frauen mit feministischen Politikansätzen in die Kommune und verstärken sich entwickelnde Ansätze bei einigen Altkommunardinnen. Zwei Frauen arbeiten einen Nachmittag die Woche ehrenamtlich für das Kasseler Frauenhaus; eine steigt in das Kollektiv des Kasseler Frauenbuchladens ein.

Im Herbst 1989 entsteht die erste Frauen-WG.

„...Wir sind eingezogen in die Frauen-WG, und ich beginne real zu begreifen und zu spüren, was diese Wohnform für mich als Frau in einem gemischten Projekt für eine Bedeutung hat, und in welche Widersprüche ich dabei aber auch immer wieder gerate. Es ist der Widerspruch zwischen dem Anspruch – auf der einen Seite als Kommunardin mit 40 Frauen und Männern in einer Weise zusammen leben zu wollen, wo wir uns gegenseitig respektieren, was eben auch viel Auseinandersetzung bedeutet – auf der anderen Seite das Gefühl und das Wissen zu haben, daß ich als Frau Freiräume mit anderen Frauen brauche, um zu unseren Inhalten zu kommen, also Zeiten und Räume zu haben, wo ich mich mit Männern gar nicht auseinandersetzen will."

Nicht alle Männer, aber auch nicht alle Frauen, erleben dies als einen richtigen Schritt für die Entwicklung der Kommune – Angst vor dem Auseinanderdriften in verschiedene Richtungen – statt die Kräfte zusammenzuhalten, wo die Kommune noch im Aufbau sei, wird formuliert. Es gibt auch positive Stimmen von Männern und Frauen, das gerade dies ein Schritt in die „richtige" Richtung sei.

In Aufruhr geraten einige KommunardInnen, als im Januar 1990 ein Aufkleber „Vergewaltiger wir kriegen euch" an der Tür zum Gemeinschaftsraum klebt. Einige Männer und Frauen reagieren empört darauf, und es wird heftig und kontrovers diskutiert. Als ein paar Tage später ein zweiter Aufkleber. „Wir kastrieren auch ohne Krankenschein" sich dazugesellt und von einem Mann mit dem Spruch „Frau Doktor Mengele rät" ergänzt wird, gehen die Wogen hoch.

„...Der Männerstandpunkt: Vergewaltigung ist was Böses, aber mich betrifft ja nicht, ich bin ja kein Vergewaltiger, ich kann das Thema neutral als Außenstehender bereden, ist genau so blöd wie der Frauenstandpunkt: alle Männer sind (potentielle) Vergewaltiger, alle

Männer sind schuldig, quasi erbsündenbehaftet, sollen Buße tun... Für eine konstruktive Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern sind sie nur destruktiv." (m)

Im Juli 1990 kommt es zu einem neuen Eklat: Ein Kommunarde will zu seinem Anspruch nach kommuneweiter Auseinandersetzung mit seinen sexuellen Bedürfnissen eine Diskussion erzwingen. Er legt deshalb zur Provokation einen Porno in die Kommunebibliothek. Dies löst bei vielen KommunardInnen Empörung und einige emotionale Schockreaktionen aus. Es gibt Diskussionen in kleinem Rahmen mit und ohne ihn zur Art seiner Aktion – nicht zum provozierten Thema.

„Ihr braucht die vollen Staubsaugerbeutel nicht auf den Dachboden zu stellen, es ist echt o.k., wenn ihr sie wegwerft. B."

Kaufunger Mitteilungsrolle

„... Ich weiß nicht, was er sich unter einer befreiten Sexualität vorstellt, wenn nicht ein Umgang miteinander, der auf absoluter Freiwilligkeit beruht. Ein Entwicklung dahin ist für mich nur in einer Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens vorstellbar, und das Mittel der Provokation gehört da zu den Falschesten." (w)

Daraufhin teilt ihm die Frauen-WG mit, daß er in dieser WG nicht mehr erwünscht ist. Dies stößt auf teilweise Mißbilligung in der Kommune. Kurz darauf verläßt der Mann das Projekt.

Ende 1990/Frühjahr-Sommer 1991 haben vier Kommunardinnen ihr Coming-Out in der Kommune. Eine Lesbe schreibt dazu in einem halböffentlichen Text:

„...Wie teile ich es mit? Es kam mir nämlich ziemlich albern vor, auf dem Mitteilungsblock zwischen 'Ich fahre morgen eine Woche in Urlaub' und 'Wer hat meine schwarze Jeansjacke gesehen' zu schreiben 'Ich bin seit dann und dann lesbisch'. Also flocht ich es mehr oder weniger geschickt in einen Artikel für verschiedene Kommunen ein. Seither Ruhe? Äußerst wenige KommunardInnen haben mich daraufhin angesprochen."

Eine heterosexuelle Kommunefrau sagt kurz darauf in einer öffentlichen Frauenveranstaltung, auf der die Kommune vorgestellt wird, auf die Frage, warum sie sich nicht auch als Hetero- oder Lesbischlebende vorstellt:

„...Ich habe nicht daran gedacht, für mich ist es kein Thema, und in der Kommune ist es auch kein Thema."

Besonders in dieser Zeit engagieren sich lesbische und heterosexuelle Frauen der Kommune in Kassel intensiv bei verschiedenen Aktivitäten feministischer Politik. Dies wird von einigen Männern und Frauen in der Kommune kritisch betrachtet. Sie wünschen sich, daß die Kräfte mehr nach innen in den Aufbau und Ausbau der Kommune

und in aktuelle Kommuneerfordernisse gebündelt werden, zum anderen fühlen sie sich bedroht, haben formulierte Angst vor Abspaltung.

Bald darauf, im Herbst/Winter 1990/1991, entsteht die zweite FrauenLesben-WG. Wiederum haben einige KommunardInnen Bedenken, ähnliche Argumente wie bei Gründung der ersten Frauen-WG werden genannt, es wird aber ohne kommuneweite Diskussion akzeptiert.

Im Februar 1991 verabschiedet die Kommune auf ihrem Plenum offiziell einen neuen Grundsatz: „Abbau geschlechtsspezifischer Machtstrukturen". In der Praxis wurde sich längst auf diesen Grundsatz mitbezogen. Anlaß zu einer öffentlichen Festschreibung ist die Herausgabe des neu überarbeiteten Selbstverständnispapiers der Kommune.

Ende April 1991 findet das erste und bisher einzige Frauenplenum in der Kommune statt, um sich über die verschiedenen Positionen von Frauen auszutauschen. Dies führt aber eher zu einer Bestätigung schon vorher vorhandener unterschiedlicher Sichtweisen bis hin zum Fraktionierungsvorwurf – der Wunsch und das Bemühen um Verständigung wurde und wird im darauffolgenden Alltag aber immer wieder deutlich.

Im Herbst 1991 gründet eine Kommunardin den Arbeitsbereich „Revolutionäre Näh- und Lederwerkstatt" mit dem Ziel, Grundbekleidung zu entwickeln und herzustellen, welche lange haltbar ist und zu der mensch Beziehung knüpfen kann.

Inzwischen hat sich das Sprachverhalten der Kommune zugunsten einer weniger frauenfeindlichen Sprache geändert – das Aussprechen und Schreiben der weiblichen Sprachform ist selbstverständlicher geworden.

Oktober 1992 bis Januar 1993 findet eine kommuneweite Diskussion zum Thema unausgewogenenes Geschlechterverhältnis statt. Ausgelöst wurde sie durch die Forderung einer Frau:

„...Ich möchte, daß wir keine weiteren Probezeitanträge von Männern annehmen, bis wir über das Mann-Frau-Verhältnis (zur Zeit ein Drittel mehr Männer als Frauen) geredet haben. Ich fühle mich beim jetzigen Verhältnis unwohl (zum Beispiel Plenum, Kleingruppen, Essen, usw.). Meine Bereitschaft, mit neuen Männern zu tun zu haben, ist dramatisch gesunken, zudem spüre ich, daß meine Reaktion auf eine für mich sehr spürbare Männerdominanz Abschottung und Intoleranz ist, was ich weder für mich noch für uns besonders gut finde."

Daraufhin finden im Plenumsrahmen wöchentliche Kleingruppendiskussionen statt, und es werden unterschiedliche Thesen aufgestellt:

- Es gibt Frauenfraktionen
- Es haben mehr Männer Interesse am Einstieg
- Es sollen nur bestimmte Frauen kommen
- Es gehen mehr Frauen weg

- Die Zeiten des Männerüberhangs waren Pionierzeiten
- Es gibt einen „rationalen Geist", die Kommune sei männlich strukturiert, es gibt Defizite auf Gebieten wie Gefühle
- Es gibt eine Angst der Männer vor unqualifizierten Frauen
- Finanzen, Baufirma, Rentengruppe werden überwiegend von Männern bestritten.

Und drei weitere, verschiedene Aussagen von Frauen dazu:

„...Was mich kommune-existentiell bedroht ist die Angst, daß immer mehr Männer kommen, und die Frauenräume meiner Frauen-WG in Frage gestellt werden. Ich erinnere an eine Äußerung, in der die Ansicht vertreten wurde, daß wir die (noch) leerstehenden Räume freigeben müssen, wenn Platzmangel herrscht... Ich will das Wachsen der Kommune nicht behindern, ich werde jedoch dafür kämpfen, daß noch Raum für weitere FrauenLesben und mich hier bleibt."

„...Der Männerüberschuß bedroht mich nicht, stört aber. Obwohl mir manche Männer sympathisch sind, spüre ich nicht viel Lust, neue kennenzulernen, ich möchte mehr Frauen, mehr Vielfalt an Frauen. Aber das Rationale, Durchgeordnete paßt mir gut, ich wollte kein Spiriprojekt, ich empfinde aber zu wenig akzeptiert, daß Frauen was für sich machen wollen."

„...Ich habe das Gefühl, daß wir Frauen und Männer uns gegenseitig bedroht fühlen."

Durch diese Kleingruppendiskussionen angeregt, setzen sich einige Frauen für die Durchführung eines Kennenlernwochenendes nur für Frauen ein. Über eine Werbeaktion in verschiedenen Frauenzeitschriften, taz und Contraste findet dieses im Januar 1993 statt. Keine dieser Frauen stieg darüber in die Kommune ein, aber der Bekanntheitsgrad der Kommune und der Kommunegedanke innerhalb der bundesdeutschen Frauenbewegung erhöhte sich dadurch – in Feedbacks ersichtlich – beträchtlich.

Im Sommer 1993 werden anläßlich der Einrichtung eines Frauenklos neben dem neuen Gemeinschaftsraum die zum Teil langjährigen unterschiedlichen Positionen in der Frauen-Männer-Auseinandersetzung der letzten Jahre wieder sichtbar, und die Notwendigkeit der Bearbeitung der zugrundeliegenden Schwierigkeiten wird wiederholtermaßen deutlich.

Im November 1993 beschließt die Kommune auf Anregung eines Kommunarden, für 1994 Klausurtage zu geschlechtsspezifischen Machtstrukturen und Überwindung derselben „eher zur Beleuchtung des Standorts als zu einem harten Selbsterfahrungstrip" durchzuführen.

Bald darauf, im Dezember 1993 beginnt in der Kommune aus aktuellem Anlaß wiederum eine harte Konfrontation: Ein Mann stellt Probezeitantrag, den eine Kommunardin von früher kennt. Sie erinnert

sich an damals von ihm ausgehende gespürte Gewalt und spricht ihr Veto gegen sein Kommen aus. Ein kleiner Teil der Kommune unterstützt sie, ein großer Teil akzeptiert das, ein kleiner Teil – überwiegend Männer – will das Veto nicht akzeptieren. Es entsteht eine Vielzahl von Diskussionen und schriftlichen Aushängen. Die Kommunardin bleibt bei ihrem Veto:

„...Ich nehme meine Wahrnehmung und Gefühle ernst und spüre, daß ich mit diesem Mann nicht zusammenleben kann."

Gleichzeitig stellt eine lesbische Frau einen Probezeitantrag. Diese hat viel Kontakt zu der Kommunardin, die obiges Veto aussprach. Auch gegen ihr Kommen wird daraufhin ein Veto, und zwar von dem Mann eingelegt, dem das Kommen des mit Veto belegten Mannes sehr wichtig war:

„...Meine Bereitschaft, anderen zuliebe was zu ertragen, Konflikte anzugehen, ist dadurch sehr runtergegangen."

Das Ausmaß der darauf erfolgten verletzenden Reaktionen ist groß in seiner Heftigkeit. Aber in den auf diese Vetos in großer Anzahl folgenden Statements und Diskussionen war auch große Betroffenheit und der Wille, an einer Lösung zu arbeiten, zu spüren. Das Veto gegen die Frau wurde nach dreimonatiger Bedenkpause erstmal zurückgenommen, sie entschied sich aber nun gegen die Kommune und schrieb ihr:

„... Ich habe... auf mehr antipatriarchales Bewußtsein innerhalb der ganzen Kommune gehofft... ich habe mich oft als Projektionsfläche gefühlt...es ist mir auf die Füße gefallen, daß ihr noch nie im größeren Rahmen über Lesbisch-Sein bzw. Heterosexismus innerhalb der Kommune geredet hattet."

Nach diesen Auseinandersetzungen macht die Kommune einen weiteren Anlauf zum Weiterkommen im Männer-Frauen – Thema: Anfang Januar 1994 gibt es zwei Plenen in mehreren gleichgeschlechtlichen Kleingruppen. Thema: erstens Identität und zweitens Abbau geschlechtsspezifischer Machtstrukturen. Die meisten KommunardInnen empfinden Aussprache und Diskussion in diesen Plenen als hilfreich und füreinander verständnisfördernd.

Bei der Vorbereitung für die an Himmelfahrt 1994 stattfindenden Klausurtagen zu geschlechtsspezifischen Machtstrukturen kommen bei einigen KommunardInnen aufgrund des Wunsches einiger Frauen, erstmal weiter in geschlechtergetrennten Gruppen als einem Schutzraum zu diskutieren, Bedenken und Ängste hoch:

„...Ein guter Teil des Problems liegt daran, daß man zu wenig miteinander redet und sich mißversteht – somit können getrennte Gruppen das Problem meines Erachtens eventuell verschärfen statt es zu lösen." (m). Andererseits fanden sowohl Männer als auch Frauen diese Trennung auch gut.

Wegen der Brisanz des Themas für die Kommune entscheidet sich diese erstmals in ihrer Geschichte für den Einsatz von SupervisorInnen. Daraufhin finden die Klausurtage zu einem Drittel der Zeit geschlechtergetrennt statt. Der Verlauf der Tage wird von den meisten KommunardInnen wiederum als hilfreich und verständnisfördernd erlebt, aber nicht als Durchbruch oder grundsätzlich klärend. Unterschiedliche Sichtweisen bleiben bestehen.

Fünf zum Teil langjährige Kommunardinnen entscheiden sich im November/Dezember 1994 gleichzeitig, aber unabhängig voneinander, zu einer vorläufigen oder endgültigen Trennung von der Kommune. Dies ruft zum Teil größere Irritationen in der Kommune hervor.

Während eines Kommunetreffens macht ein Teil der KommunardInnen im Sommer 1994 die Bekanntschaft mit einer bestimmten Form therapeutischer Selbsthilfegruppen, die sehr verbindlichen und strukturierten Charakter haben und für mindestens ein Jahr verpflichtend sind. Parallel dazu wächst bei vielen KommunardInnen die Möglichkeit, und entsteht eine zunehmende Offenheit, nach achtjährigem Bestehen und einem Wachstum auf fünfzig Erwachsene und fünfzehn Kinder, die Arbeit an den Problemen und Defiziten im zwischenmenschlichen und geschlechtsspezifischen Miteinander konkreter anzugehen. Im Herbst 1994 entscheiden sich Zweidrittel der Männer und im Winter 1994 mehr als Dreiviertel der Frauen an den geschlechtergetrennten Selbsthilfegruppen der FORT (Frauen organisieren radikale Therapie) und MRT (Männer organisieren Radikale Therapie) teilzunehmen (Vgl. Artikel von T. Hillar und D. Frick zu FORT/MRT in diesem Buch).
Im Frühjahr 1995 wurde damit begonnen.

Nachbemerkung

In der ursprünglichen Fassung dieses Textes hatte ich den Versuch gemacht, eine Chronologie geschlechtsspezifischer Bemühungen, Ereignisse und Prozesse zu versuchen – mit der Bitte an die Kommune um Ergänzung und Korrektur meiner Erinnerungslücken. Die meisten KommunardInnen hatten den Text daraufhin gelesen, und viele hatten ihn mündlich oder schriftlich kritisch kommentiert. Dies ist angesichts der Informationsflut am „Grünen Brett" bemerkenswert und bedeutsam für den Umgang mit dem Geschlechterthema: Es bewegt wohl fast alle – aber in unterschiedlichster Weise. Die Kritik richtete sich in erster Linie an meinem Versuch, eine Chronologie zu erstellen, wo es eine vollständige und objektive Darstellung der kommunitären geschlechtsspezifischen Problematik nicht geben kann. Da mußte ich zustimmen und habe dem durch eine leicht geänderte Fassung Rechnung getragen. Aber ich stieß auch in ein Wespennest: Für die einen

bewertete ich geschlechtsspezifische Eklats deutlich über, und die „schrittweisen, kleinen inneren Veränderungen kommen dann nicht vor." Für andere kam langjährig Unverarbeitetes zu diesen Ereignissen wieder hoch, dadurch wurde ich manchmal zur Zielscheibe für Altlasten der Kommune. Für die einen formulierte ich zu männerorientiert und zu beschwichtigend, für die anderen zu einseitig feministisch, für die dritten zu resignativ. Offensichtlich wurde, wie schwer es ist, sich diesem heiklen Thema für viele akzeptabel zu nähern. Aber auch die Angst wurde formuliert, daß ein zu negatives Bild über uns entsteht und daß insbesondere Frauen „möglicherweise einen großen Bogen um diese Kommune machen" würden. Das denke ich nicht. Im Gegenteil, ich glaube, daß es eher anregend ist, zu sehen, wie ernsthaft sich viele KommunardInnen bemühen, in der Geschlechterproblematik weiterzukommen, auch wenn und gerade weil es nicht einfach ist. In diesem Sinne verstehe ich diesen Beitrag eher als „Aufmacher" und schließe mich dem Kommentar eines Kommunarden zu diesem Text an: „Ich finde uns gar nicht so schlecht, zumindest in Relation zu anderen Gruppen, die so nah aufeinander leben."